

Martin Wendels Ferien auf dem Lande

Autor(en): **Wehrli, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 23

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Zum Gedenken

an die im August 1938 im Muotathal tödlich verunglückten schweizerischen Militärfieger ist die Erstellung eines Denkmals beschlossen worden. Bei der stattgehabten Konkurrenz ist von der Jury die Arbeit des Luzerner Bildhauers Bläsi mit dem ersten Preis bedacht worden.

Un concours pour l'érection d'un monument aux aviateurs militaires suisses, tombés en service commandé dans la région du Muotathal, en août 1938, vient d'avoir lieu. Le jury a décerné le premier prix à l'œuvre du sculpteur lucernois Bläsi.



1000 Meter hoch

ging dieses Modell bei einem Meeting der Modellflieger auf der Wollishofer Allmend. 15½ Minuten konnte es nach dem Start beobachtet werden. Dann verschwand es in südwestlicher Richtung in den Wolken.

Sur la plaine de l'Allmend à Wollishofer (Zurich), ce modèle réduit d'avion de meeting a atteint, en 15 minutes et demie, l'altitude de 1000 mètres.



Die älteste Glarnerin

Frau Margareta Hefti, beging am 31. Mai ihren 101. Geburtstag. Frau Hefti im Gespräch mit dem Verwalter des Altersheimes Schwanden, wo die Greisin körperlich und geistig frisch ihren Lebensabend verbringt.

La doyenne glaromaise, Mme Margareta Hefti, est entrée le 31 mai dans sa 101me année. Mme Hefti en conversation avec l'administrateur de l'asile des vieillards de Schwanden. La jubilaire jouit encore de toutes ses facultés.



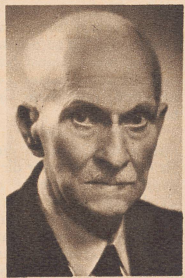
Robert Coulondre

früherer französischer Botschafter in Moskau und Berlin, ist zum Botschafter Frankreichs in Bern ernannt worden.

M. Robert Coulondre, ancien ambassadeur de France à Moscou et à Berlin, vient d'être désigné pour représenter son pays à Berne.

† Minister
Dr. Ch. Bourcart,
ehemaliger schweizerischer Gesandter in London und in Wien, starb 80 Jahre alt in Basel.

Le Dr Ch. Bourcart, ancien ministre de Suisse à Londres et à Vienne, est décédé à Bâle, dans sa 80me année.



† Altnationalrat
Eugène Deschenaud,
langjähriger Freiburger Staatsrat, Mitglied des Bundesgerichtes und Präsident der katholisch-konservativen Partei der Schweiz, starb 66 Jahre alt.

L'ancien conseiller national Eugène Deschenaud, qui fut conseiller d'Etat fribourgeois, membre du Tribunal fédéral et qui présidait le Parti conservateur catholique suisse, vient de mourir à l'âge de 66 ans.



Martin Wendels Ferien auf dem Lande

Erzählung von Paul Wehrli

Im zweiten Jahr der Sekundarschule bin ich zum erstenmal in die Ferien gegangen. Ich hätte schon früher gehen können, wie meine Geschwister getan haben, die bei den Verwandten meiner Eltern im Thurgau oder in den stadtzürcherischen Ferienkolonien ihre Ferien verbrachten und immer begeisterte Briefe und Karten schrieben. Ihre Ziele und mündlichen Schilderungen haben mich wohl angemacht, und der Wunsch, auch einmal einige Wochen in der Fremde zu verbringen, ist immer lebendig geblieben, aber da war ein Hemmnis, über das ich nie herauskam und das sich stärker als alle Entschlüsse erwies. Ich konnte nämlich keine grünen Bohnen essen, da mir die Fäden stets in die Quere kamen. Ja, als ich einmal mit wildem Heroismus und unter dem Beifall der ganzen Familie diesen Rappel zu überwinden versuchte, drauflos aß und das Gemüse in den Rachen zauberte, geriet mir ein Faden derart in den falschen Hals, daß ich erstickt wäre, wenn Mutter nicht kurz und bündig in den Mund gegriffen hätte, um den Faden mit ihren Fingern herauszubefördern. Aber von da an war es mit der Bohnenesserei fertig. Ich glaubte, ersticken zu müssen, wenn ich die Grünlinge nur sah, und Bohnen, von denen Mutter unter Eid und Anrufung des Himmels bezeugte, daß sie fadenfrei seien, haben mich auch nicht überzeugen können, denn ich habe immer ein paar Fäden nachweisen können. Man nannte mich den Fadenzauberer, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Es genügte, daß ich den Faden fand.

Also dieser Faden wegen bin ich nie in die Ferien gegangen. Ich hatte immer Angst, man könnte mir grüne Bohnen servieren, sei es in der Ferienkolonie oder im Thurgau, wo ja im Sommer und weil man eben bei Bauersleuten ist, zum Mittagstisch mit Bohnen gerechnet werden muß. Wenn meine Geschwister Robert, Schaggi, Freddy oder Leny vom Schwäbigen, den Käsern oder von Hundwil zurückkehrten, so war immer meine erste Frage: «Händ er zum Esse au Bohne gha?» Und sie bejahten immer. Bald einmal, bald zweimal in der Woche; waren sie bei Verwandten in Egnach oder sonstwo gewesen, fast jeden Tag.

Wie nun dieses Jahr ein Schreiben von einem Vetter meines Vaters aus Erlen kam, mit der Aufforderung, einen von uns Bleichschnäbeln für einige Wochen hinauszuschicken, wurde Familienrat abgehalten. Da ich schon längst fällig war, wurde ich gefragt, ob ich gehen wolle, und ich bejahte, machte aber mein Jawort von der Bedingung abhängig, keine Bohnen essen zu müssen. Vater sagte, man sollte mir die Zunge schaben, Mutter meinte, jetzt sei ich bereits so groß und noch nie... nie in den Ferien gewesen, während alle anderen bereits zwei-, dreimal fortgewesen waren. Es wurde dabei bestimmt, daß ich zu gehen habe, und Mutter tat noch ein übriges, was sie sonst bei keinem getan hat. Sie schrieb einen Brief an meine Ferienwirte mit der nötigen Instruktion, mich vom Genusse grüner Bohnen zu entbinden.

Es war mir schwer... sehr schwer zumute, als ich meinen Geschwistern die Hand zum Abschied reichte. Sie merkten, daß mir die Tränen zuvorderst waren, und darum gab mir jeder nur flüchtig die Hand, sagte: «Tschau, Martin!» oder: «Läb wohl!» Einzig der Vater hielt meine Finger länger fest, sah mich in die Augen und versetzte: «Bis brav, Martin! Und isß, was mer dir vorsetzt!» «Ja», sagte ich, und die Stimme zitterte. «Ja, ich isß alles... aber d'Bohne nödt!» Mein kleiner Bruder Chläusli weinte und rief, er wolle mit mir und Tschitschibahn fahren. Er rief es so laut, daß ihn Vater auf den Arm nehmen mußte und ihm versprach, mit ihm Bahn fahren zu gehen, wenn er groß sei und immer fleißig seine Suppe esse... Dann ging ich weg, den sargähnlichen Geigenkasten unterm Arm. Mutter folgte, und zuhinterst keuchte mit meinem Wäschekorb mein Bruder Schaggi die Treppe hinab. Vor der Haustüre wartete mein Freund Berni; auch er gab mir die Hand und bat mich, oft zu schreiben, er werde ein gleiches tun. Dann sprang er davon, ohne sich umzusehen. Mir aber war noch elender und — als ginge es zu einer Hinrichtung — marschierte ich zwischen Mutter und Schaggi der Tramstation zu.

Es war ein strahlender Julimorgen. Mutter begleitete mich an den Zug, mühte sich mit dem Wäschekorb in

einen Wagenabteil, sicherte mir einen Fensterplatz und gab mir die letzten Ermahnungen auf den Weg, mich brav und anständig aufzuführen. Sie habe auch Schuheleisten im Korb mitverpackt, und ich möchte doch nicht vergessen, die Schuhe damit zu spannen, um sie bei guter Form zu erhalten. Beim Waschen solle ich den Hals und die Ohren nicht vergessen und stets meine Nagelränder putzen, denn ein sauber gewaschener Junge sei überall gerne gesehen. Das sagte sie, und ich hörte zu, und mir klopfte das Herz, und ich wäre am liebsten dageblieben. Denn, da ich ja nie fortgegangen war, bildete dies die erste große Reise, die ich allein unternahm. Mutter schärfte mir auch ein, daß Erlen die dritte Bahnstation nach Weinfeld sei. Vorher kämen Bürglen und Sulgen, und ich solle ja aufpassen und hinhören, was der Kondukteur ausrufe, damit ich nicht sitzenbleibe und bis Amriswil fahre.

Die erste Eisenbahnfahrt im Leben ist eine besondere Begebenheit! Solange man am Fenster steht, Mutter noch auf dem Perron winken sieht, so lange ist man nicht verloren. Dann aber macht der Zug eine Biegung, der Bahnhof entschwindet und plötzlich ist alles anders. Man ist allein und zwar wirklich allein. Man setzt sich, sieht sich im Wagen um, sieht, daß man gemustert wird, wie man selber mustert, streckt die Fühler aus, prüft das Daneben und Gegenüber, dort den bärtigen Mann mit der geöffneten Weste, dem goldgefäbten Kneifer und der Zeitung, so groß, daß man den ganzen Eisenbahnzug damit einwickeln könnte, hier die schweigsame, schwarzgekleidete Frau, die polzgerade dasitzt, als hätte sie ein Lineal verschluckt, mit einem schwarzen Schnürchen um den Hals, und vorn hängt ein schwarzes Anhängsel herab, das sich nur dann bewegt, sachte nach links oder rechts ausschlägt, wenn der ratternde Zug eine Wendung nach dieser oder jener Richtung macht. Und blickt man zum Fenster hinaus, sieht man eine vorbeieilende Landschaft, zu deren Genuß man nicht kommt, weil man nicht weiß, wer vis-à-vis und neben einem sitzt. Und dann die Leitungsdrähte, auch die nichts Feststehendes und Bleibendes. Immer reißen sie ab und werden neu geknüpft, werden es so oft, daß einem die Augen wehtun.

In Oerlikon hielt der Zug zum erstenmal an, und kurz nachher kam der Kondukteur herein und verlangte die Billette. Ich hatte meines, wie Mutter geboten, in die hintere Tasche des Portemonnaies getan, zog es heraus und hörte eben, wie der Schaffner zu jemandem sagte: «Nach Goßau umsteigen». Und plötzlich bekam ich Angst, ich müsse auch umsteigen, obwohl mir Vater und Mutter gesagt hatten, daß ich sitzenbleiben könne, und zudem wußte ich auch, daß Erlen auf der direkten Linie Zürich-Romanshorn liegt. Aber gab es nicht Fälle, wo die Eltern eben auch nicht alles wußten? Wie nun der Schaffner kam, mein Billett kupierte, fragte ich ihn, ob ich nach Erlen umsteigen müsse. Er sagte nein, ich könne sitzenbleiben.

Erst jetzt, als ich dies von höchster Stelle aus wußte, wurde ich ganz ruhig. Ich war sogar glücklich, in die Ferien gehen zu können und wagte zum Fenster hinauszuschauen. Die Landschaft lag im Sonnenglanz vor mir, in der Ferne eine grünberückte Höhe mit hohen Pappeln darauf, und wie ich jetzt scharf hinsah... da war mir, als bewege sich die Ferne davon, als stünde der Zug still. Ich erlebte dies zum erstenmal, mußte meine Augen von der Ferne wegreißen, um zu wissen, daß dies nicht der Fall sei und daß sich ja der Zug, in dem ich saß, mit ratterndem, gleichmäßigem Gedröhn durch die Welt bewegte. Ich tat dies noch ein paarmal und mit demselben Erfolg.

Mitten in meinem Spiel hielt der Zug an, und ich hatte ganz vergessen, auf die Linie achtzugeben. Himmel, wo waren wir? Ich schaute gegen den Bahnhof und sah den Schild «Effretikon». Erleichtert zog ich den Kopf zurück; der dicke Herr gegenüber sah über den Zeitungsrand und sagte:

«Bisch närrisch worde, daß wien'en Verrückte umschüssisch!»

Das genügte. Mutter hatte mir gesagt, ich solle nach Sulgen mein Gegenüber bitten, mir den Wäschekorb und den Geigenkasten vom Gepäcknetz herabzulegen.

Nun wußte ich, daß ich das nie tun würde, nie, denn der unfreundliche dicke Herr wird nie so freundlich sein. Und ich begann mich bereits zu bekümmern, wer es dann tun würde, und daß ich so nie aussteigen könne und bis nach Romanshorn und Stuttgart fahren müsse, weil ich nie zu meinem Gepäck komme. So fuhr ich in Winterthur ein, und da gewahrte ich, daß sehr viele Reisende die Gepäcknetze entleerten, ihre Hüte aufsetzten... der Kondukteur eilte durch den Zug, rief «Goßau-St. Gallen umsteigen», und weg war er, und ich hatte plötzlich wieder Furcht, daß auch ich umzusteigen habe, denn sonst würde doch nicht der Großteil der Leute den Wagen verlassen. Kurz, ich wandte mich an einen Herrn, der mit seinem Köfferchen in der Hand zum Fortgang bereitstand, und fragte sehr höflich, ob er nach Weinfeld reise; er sagte nein, nach St. Gallen, und der dicke Herr mir gegenüber bemerkte:

«Häsch nöd ghört, du söllisch sitze blybet!»

Ich blieb also sitzen, aber mir war nicht wohl dabei. Ich hielt mich mäuschenstill, schaute fast nur zum Fenster hinaus, blickte aber jedesmal auf mein Gegenüber, sobald dieses eine Bewegung machte oder ein Zeitungsblatt umdrehte. Als sich der Wagen zu lichten begann, begab ich mich in ein anderes Kupee, und wie wir uns jetzt Frauenfeld näherten, und der Schaffner kam, fragte ich ihn zur Sicherheit und leise, ob ich in Frauenfeld auch sitzenbleiben könne. Er wußte natürlich nicht mehr, wohin ich fahren wollte und fragte laut: «Wo wotsch ane?». Ehe ich aber die Lippen bewegen konnte, ließ der Herr vor mir die Zeitung sinken und rief zornig:

«Bueb! Ich säg dir's dänn scho, wänn's Zyt isch. Mach nöd son'es Gstürm!»

Und las wieder weiter. Von da an wagte ich überhaupt nicht mehr zu mucken, und je näher wir Weinfeld kamen, desto mehr machte es mir Kummer, wer mir wohl Korb und Geige herunterreichen möchte. Der Herr wird es niemals tun, ja, ich hätte keinen Mut, ihn noch mit einer Bitte zu behelligen. Und so saß ich da, schwitzte vor Aufregung, als der Himmel eingriff. In Weinfeld verließ der dicke Herr den Wagen — ich sah ihn nach einem Zeitungsstand eilen — und diesen Augenblick benutzte ich, um auf die Bank zu klettern, holte die Geige herunter, legte sie neben mich, stand nochmals auf die Bank, hielt mich mit der einen Hand am Gepäckträger fest und mit der andern faßte ich den Griff des Wäschekorb, zog und pums! — Wäschekorb, Geigenkasten und ich purzelten übereinander und durcheinander in den Wagen hinein. Die wenigen Mitreisenden sprangen herzu, hoben mich, den Geigenkasten und den Korb auf. Ich prüfte meine Knochen, den Schädel, der mir jämmerlich brumnte und stellte die Sachen auf die Bank, setzte mich daneben und hätte am liebsten geheult. Der dicke Herr, der inzwischen zurückgekommen war, sah mich böse an und brumnte:

«Hetsch es nöd dhönne säge, bevor d'alles durenand geheisch!»

In Erlen stieg ich als einziger aus und habe dem davonfahrenden Zug die Zunge herausgestreckt. Als ich den Korb und die Geige weiterschleppen wollte, mich eben anstrengte, kam eine kleine rundliche Frau auf mich zu und rief:

«Bisch du dä Bueb, wo kei Bohne ässe wot?»

Ich bejahte.

«So bis Gott willkumm! Ich bi d'Tante Marie.»

Sie nahm mir den Wäschekorb ab, und ich lief neben ihr her. Sie ging schiefl, um Gegengewicht zu schaffen, so schwer war der Korb. Mit einem Blick auf meinen Geigenkasten, fragte sie mich, ob ich den Chläusli totgeschlagen habe, daß ich einen Kindersarg mit mir schleppe. Ich antwortete, darin sei meine Geige, die ich mitgenommen, und sie darauf, ob mir nüd Gschydners z'tue hebid, als Gyge z'spiele.

Ich taute erst im Hause wieder auf, so hatte mich die Begrüßung ernüchert. Es war ein warmer Julitag, keine Wolke am Himmel und niemand zu Hause. Ich fragte, ob alles auf dem Felde wäre; die Tante antwortete, der Onkel und der Knecht seien im Stall, eine Kuh kalbe, ich solle jetzt hierbleiben und diese drei Spiegeleier essen. Damit nahm sie eine Bratpfanne vom Herd, jonglierte die Eier mit Schwung auf den Teller, so daß

die drei gelben Beulen unverehrt erhalten blieben. Alles stellte sie in der großen Stube auf den Tisch, Brot, Messer, Gabel und ein Glas Most dazu. «So, is», sagte sie nochmals. «Ich muß jetzt nach dem Stall wegen der Kuh.»

Sie ging und ließ mich allein zurück, und es war eine große Stille in der Stube. Vor mir der Tisch mit den in süßer Butter spratzelnden Spiegeleiern, und dahinter eine Reihe niedriger Fenster mit zierlichen Vorhängen und dichtlaubigen Geranien, deren tiefrote Blüten in der Morgensonne badeten. Ich wollte eben auf den Tisch zu, als hinter mir ein Knacks ertönte. Ich drehte mich rasch um und sah neben dem monströsen, grügelkachelten Ofen eine Schwarzwälderuhr hängen, und ein Vogel kam herausgeschossen und rief immer: «Guggu! Guggu!» Dann war es wieder still, und die Katze auf der Ofenbank blinzelte mir zu. Sie war grau gefleckt, und ich mutmaßte daraus, daß sie Tigerli heißen müsse.

Dann begann ich zu essen. Ich schnitt Brot ab, biß hinein und gabelte die Eier hinunter. Es kam mir merkwürdig vor, daß meine Geschwister nicht da sein sollten und daß niemand... aber auch niemand in der Stube war. Drinnen und draußen Totenstille. Ich mußte stets an Frey denken und sagte auf einmal laut: «Du — Frey!» Als er nicht antwortete, kam mir das nochmals merkwürdig vor.

Wie ich fertig war, trug ich alles nach der Küche und setzte mich wieder an den Tisch. Jetzt hörte ich Stimmen. Sie verzogen sich und tauchten in der Küche auf. Wasser plätscherte, ein Auto fuhr fort, ohne daß ich es sah. Jetzt ging die Küchentür auf. Der Onkel, ein großer, bärtiger Mann mit nach hinten gekrämpelten Hemdärmeln kam in die Stube. Der Onkel fragte mich, ob ich der Vetterbub aus Zürich sei. Ich bejahte, und die Tante ergänzte: «Dä, wo ka Bohne isst. Aber d'Eier hät er g'gässe», fügte sie, sichtlich zufrieden, hinzu, und nun wollte sie mir das Zimmer zeigen, packte dabei den Wäschekorb, ich meine Geige, und wir stiegen miteinander die Treppe hinauf. «So», sagte sie und stieß in dem schmalen Gang eine Türe auf. «Pack us! Das isch dys Zimmer!» Damit ging sie wieder fort und ich hörte sie die Stiege hinabellen.

Ich öffnete meinen Wäschekorb und legte alles auf den Tisch, der neben einem braunen Kasten und dem Bett das einzige Möbelstück war. Obenauf in meinem Korb lag ein Kuchen, den Mutter für die Tante gebacken hatte. Auch den stellte ich auf den Tisch, Hemden, Taschentücher, Hosen und Joppe daneben. Das Sonntagkleid hatte ich angezogen, damit es nicht eingepackt werden müsse und Schaden leide. Ich stellte mich ans Fenster und schaute hinaus. Der Blick ging auf eine Wiese. Einige Bäume reckten ihre Kronen empor, und

ein paar Hühner spazierten zwischen hohen Halmen und Feldblumen, scharzten den Erdboden auf und senkten die Köpfe ruckartig ins Gras. Aber auch hier war es totenstill und kein Hammerschlag zu hören. Mir wurde in dieser Einsamkeit ganz sonderbar zumute, nochmals sagte ich «Frey», und als auch jetzt niemand antwortete, legte ich den Kopf in den Arm und begann einfach zu heulen, nicht weil ich Heimweh hatte, sondern weil alles so ruhig und merkwürdig war.

Da kam plötzlich ein Getrampel die Treppe hinauf. Hastige Schritte näherten sich, die Türe meines Zimmers flog auf, und ein rotwangiges Mädchen in blauer Schürze rief: «Bisch du de Vetter Martin? Bis willkumm! Ich bi's Babetli.» Sie stellte tausend Fragen an mich, ich beantwortete sie so gut ich konnte. Und während Rede und Antwort flog, packte sie Wäsche und Kleider und verstaute alles im Kasten, auch den Wäschekorb, sah hierauf meinen Violinkasten und erzählte mir, daß auch ihr Lehrer eine Geige besitze, und ob ich wisse, was Kolophonium sei. Als ich antwortete, mit Kolophonium schmiere man den Bogen ein, machte sie «eben» und sagte mir, daß in ihrer Schule ein Bub Kolophonium gegessen, weil er das Geigenharz für schwarzen Zucker gehalten habe. Wir lachten beide darüber und wurden sofort gute Freunde.

Ich fragte hierauf, was mit dem Kälblein geworden sei. Sie erzählte mir, daß es schwer gegangen und ich möchte beim Mittagessen nicht viel reden, weil alles noch tief beeindruckt sei. Sie wolle es mir dann zeigen.

Das Mittagessen verlief sehr schweigsam, und doch waren neben Onkel, Tante und Babetli noch ein Knecht und eine Magd am Tisch. Hie und da machte jemand eine Bemerkung, man möge ihm das Brot, das Salz oder die Flasche reichen, sonst aber war nichts als das Schlürfen des Onkels zu hören, der seine Suppe langsam hinterlöffelte. Als der Spinat auf den Tisch kam, sagte Tante und lächelte zu mir hinüber: «Es sind kei Bohne.» Sie ergriff meinen Teller und schöpfte mir heraus, einen Berg voll Kartoffeln, Spinat, Fleisch und Bratensauce. Ich danke, schwieg und aß wie die anderen. Gleich nach dem Essen ging der Onkel wieder hinaus und nach dem Stall. Auch die anderen. Der Knecht einzig blieb zurück, steckte sich eine Pfeife an und sagte, wir in Zürich sprächen anders als die Thurgauer. Wir sprächen breit, ganz breit und wir sollten daher keinen Löwen, sondern einen Frosch zum Wappentier haben. In Zürich sage man «Mähl», und er zog den Mund wirklich breit auseinander, während die Thurgauer «Mehl» sagten. Dann stand er auf und machte sich wieder an die Arbeit.

Ich ging nach meinem Zimmer. Die Sonne stand im Mittag, und heiß drangen die Strahlen auf die Wiese

herab. Kaum bewegte sich ein Blatt, nur Bienen und Wespen flogen über das hohe Gras oder die Bäume dahin. Zu Hause hatte ich gewöhnlich nach dem Essen geübt, und da mir dies nun in den Sinn kam, packte ich den Geigenkasten aus, ergriff die Violine, spannte den Bogen und legte das Notenheft über das Bett. Ich spielte aber nur einen einzigen Ton, denn ich spürte eine Hemmung in mir. Das Spielen kam mir überflüssig vor. Ich legte Geige und Bogen zur Seite, ging leise die Treppe hinab, und da ich die Hoftür offen fand, trat ich auf die Wiese hinaus. Ich wußte nicht, was tun, legte mich ins Gras und schlief ein.

Ich wachte auf, als mich ein Grashalm in der Nase kitzelte. Ueber mich gebeugt, erblickte ich die Tante, die mich Siebenschläfer nannte und sagte, daß ich bereits zwei Stunden geschlafen habe. Die anderen seien schon längst an der Arbeit und wenn ich wolle, könne ich den Leuten den Zvieri bringen. Ich hatte große Lust, trollte mich hinter ihr her in die Küche, wo sie den Korb rüstete, Gläser, eine Flasche Most, Brot und Wurst einpackte. Auf ihr Geheiß war ich inzwischen in meine Kammer hinaufgeeil, hatte mich umgezogen und kam barfuß wieder herunter. Die Tante war sehr zufrieden darob. Jetzt sehe ich auch aus, daß es eine Gattig habe. Sie trug mir den Korb auf die Straße hinaus, sagte, ich solle immer der Nase folgen bis zum «Chäschtenebom», dort abzuweichen, einem Bach entlang gehen und dann werde sich der Arbeitsplatz ohne weiteres finden. «Gang weidli», sagte sie und kehrte wieder in das Haus zurück.

Es war ein Feldweg, dem ich folgte und der zwischen Aeckern und Wiesen in die Ferne führte. Staub lag auf der Straße, und wo ich hintrat, wirbelten zu beiden Seiten gelbgraue Wölkchen auf. Der Staub war warm, ich ging rüstig vorwärts und fühlte mich zum erstenmal glücklich, seit ich hier auf dem Lande weilte.

Wie ich so weiterschritt, war mir bewußt, daß ich die Tante nicht richtig verstanden hatte. Sie hatte wohl von «Chäschtenebom» geredet, aber ich vergaß, sie zu fragen, was das sei. Es mußte — so mutmaßte ich — ein Dorf sein, aber da ich keines in der Nähe erblickte, schloß ich, daß dies ein Haus sein müsse. Aber ein Haus war weit und breit nicht zu sehen. Ich pilgerte immer zu und war bereits zwanzig Minuten unterwegs, als plötzlich aus dem Haferfeld mit den schwankenden Halmen ein Mädchen auftauchte. Da die Sache anfang mir unheimlich vorzukommen, stand ich still und fragte, wo Chäschtenebom sei. Das Mädchen ging nicht barfuß; es hatte schön geflochtenes Haar, das in einem dicken, braunen Zopf über die rechte Schulter nach vorn herabfiel. Es sah mich mit großen, rehbraunen Augen an, schüttelte den Kopf und sagte, es gebe kein Dorf, das Chäschtene-



Haben Sie heute Zeit für mich?

Natürlich! . . . Nivea ist nun einmal so beliebt, und das ist auch kein Wunder! Nur Nivea enthält Eucerit, das Kräftigungsmittel für die Haut. Dadurch dringt Nivea auch ganz in die Haut ein und erhält sie jugendlich, gesund und frisch. Eine Nivea-gepflegte Haut ist immer schön!

SCHWEIZER FABRIKAT



Pilot A. G., Basel.

bom heiße. Da erzählte ich ihm, was die Tante gesagt hatte, und es begann herzlich zu lachen. Chäschtenebom sei kein Dorf, sondern ein «Bom», erklärte es. «Ein Bom?» versetzte ich und erinnerte mich in dem Augenblick der Mutter, die ja nie und da noch Bom statt Baum sagte. «Aha, ein Baum», machte ich, und das Mädchen ebenso: «Ja, ein Bom!» Der Chäschtenebom sei weit vorn, und so schritten wir miteinander zehn Minuten zurück, und ich berichtete dem Mädchen, daß ich zu Besuch bei Landwirt Rutishauser weile. Das Mädchen wollte hierauf wissen, ob ich der Vetter aus Zürich sei, der keine Bohnen esse, und ich erfuhr so, daß das Mädchen die Freundin Babetlis sei.

«Das ist der Chäschtenebom», erklärte das Mädchen. Ich solle jetzt nur diesem Bache folgen. Ich verabschiedete mich und zweigte bei einem großen und mächtig ausholenden Kastanienbaum — denn dies war der «Chäschtenebom» — vom Feldweg ab, folgte einem munteren Geplätscher und kam auf die Wiese, wo Onkel, Babetli, Magd und Knecht arbeiteten und Gras, das dürr und trocken war, in große Haufen schichteten. Sie waren froh, als sie mich sahen, machten sofort Pause, stürzten im Schatten eines Baumes über den Inhalt des Korbes her, aßen mit großem Appetit, nur den Most spuckte der Knecht wieder aus und fluchte, daß er warm wie Tee sei. Der Onkel stutzte und fragte mich, ob ich lange gesucht, bis ich die Wiese gefunden hätte. Als ich bejahte, meinte er, es sei auch keine Art, einen frischgekommenen und der Gegend unkundigen Buben so mir nichts, dir nichts aufs Feld zu schicken.

Ich half dann ebenfalls bei der Arbeit. Ich nahm einen Rechen, stellte mich neben Babetli auf und begann Mahden zu machen, lange Reihen, aber es wollte mir nicht gelingen, alle die Grashalme in die Zinken zu kriegen. Auch die Stoppeln plagten meine nackten Füße und stachen mich in Ferse und Sohle. Bremsen gab es hier die Fülle und — als hätten sie es auf mich abgesehen — setzten sie sich am Nacken, auf den Händen und an den Waden fest. Ich hatte ihnen immer zu wehren, wenn ich nicht ganz zerstoßen werden wollte. Ich habe viel zugeschlagen, oft traf ich die Insekten, sehr oft aber nicht, und sie tanzten dann mit Gesums vor meiner Nase herum, als wollten sie mich in der Fliegensprache verhöhnen. Babetli lachte beständig und rief mir zu, ich solle Bohnen essen, dann würde mein Blut weniger süß sein und die Bremsen weniger glustig.

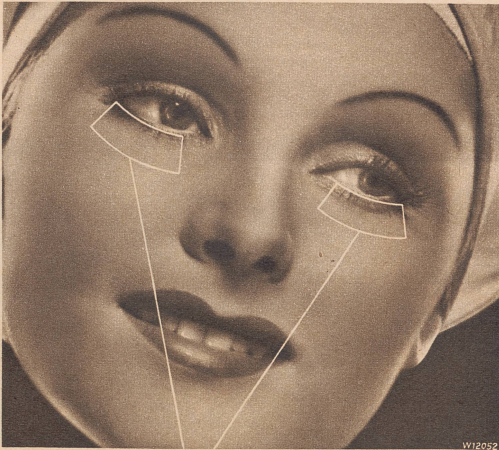
Der Onkel riet mir, ich solle mich dort unter den Baum in den Schatten legen, ich könnte noch manchmal zugreifen, wenn ich wollte. Ich legte mich unter das Blätterdach, und es wurde wieder so merkwürdig still um mich. Ich sah die Leute hantieren, den Rechen ziehen und Emdhaufen machen, und sie taten dies alles, als gäbe es keine sengende Sonne und keine Bremsen. Tief dunkelgrün war der Baum über mir, und jetzt hörte ich auch das Plätschern des Bächleins, das seinen Weg durch die Wiese nahm. Da schlüpfte ich — so wohl war mir — ganz in mich hinein, war nur Rauschen und Stille, schloß die Lider und schlief ein, aber auch im Schlaf war ich glücklich — ich fühlte es genau — und das Plätschern begleitete mich im Schlummer.

Ich wachte auf, als mich jemand jäh emporhob. Ich wollte vor Schreck schreien, merkte aber, daß der Onkel mich mit ausgestreckten Armen über die Wiese trug, zu einem Wagen hin, auf dem sich ein wildes Emdfuder türmte, streckte sich... eine Hand griff die meine, und ehe ich mich versah, lag ich — das Gesicht abwärts — mitten im trockenen Gras. «Halt dich fest!» sagte Babetli, und schon setzte sich der Wagen mit Hüst und Hott in Bewegung, fuhr jetzt über eine Wegböschung, machte zugleich einen rechten Winkel, daß sich der Wagen bedenklich neigte, und ich im Entsetzen das Seil und — um mich greifend — den Arm eines Dritten packte, um nicht in die Tiefe zu fallen. «Sie hebed scho», rief Babetli und richtig — Onkel und Knecht hatten ihre Gabeln seitlich in das Fuder gestemmt, damit es nicht falle, und wie jetzt der Wagen auf dem Feldweg war, eilte der eine nach vorn, der andere nach hinten. Ich ließ den Arm wieder los und sah plötzlich, daß sich ja neben Babetli noch das Mädchen, das ich nach dem Wege gefragt hatte, mit mir auf dem Wege befand. Es gewährte mein verdutztes Gesicht und rief: «Achtig, de Cheschtenebom!» Wir fuhren eben auf ihn zu und die untersten Zweige des majestätischen Baumes berührten das Fuder; ich drückte mich nochmals ins duftende Emd; die Zweige streiften Rücken und Waden, und als ich mich wieder aufrichtete, hatte Babetlis Freundin einen Zweig abgeknickt. Wie eine ausgespreizte Hand kamen mir die langen Blätter entgegen, und das Mädchen rief:

«De Cheschtenebom — de Cheschtenebom!»

BIER seit Jahrtausenden!

Malz nährt und kräftigt • Hopfen beruhigt • Die natürliche Kohlensäure erfrischt und regt an!



Auch DAS sind gefährliche Stellen

Diese kleinen Krähenfüße unter den Augen sind gefährliche Anzeichen allgemeiner Erschlaffung des Hautgewebes als Folge mangelnder oder falscher Hautpflege. Verhindern Sie rechtzeitig diese gefürchtete Erscheinung — die oft schon mit dem zwanzigsten Lebensjahr eintritt und in wenigen Jahren das Gesicht vorzeitig müde und alt macht — durch eine rationelle, die natürlichen Funktionen der Haut unterstützende und ergänzende Hautpflege. Kaloderma-Kosmetik-Präparate sind auf Grund der Ergebnisse letzter biologisch-kosmetischer Forschung aufgebaut. Nach kurzem Gebrauch werden Sie feststellen, wie sie Ihrer Haut Spannkraft, Geschmeidigkeit und Frische wiedergeben. Überzeugen Sie sich noch heute von der verblüffenden Wirkung dieser Präparate. Sie sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

REINIGUNGS CREME

Eine Creme, die Ihre Haut wirklich tiefdringend reinigt und auch die letzten Schmutzteilchen aus den Poren löst. Die Basis für jede erfolgreiche Hautpflege. Dose Fr. 1.50; Topf Fr. 3.—

GESICHTSWASSER

Mehr als ein herrlich erfrischendes Gesichtswasser — ein ideales Vorbeugungsmittel bei müder und welker Haut. Erhält den Teint rein, macht die Haut wieder jugendlich, straff und elastisch. Flasche Fr. 3.—

AKTIV CREME

Eine Spezial-Nähr-Coldcreme, die infolge ihrer speziellen Zusammensetzung mangelnde oder fehlende Hautrisenahrung in vollkommen natürlicher Weise ergänzt. Tuben Fr. 1.25 u. 2.—; Topf Fr. 3.50

TAGES CREME

Verleiht der Haut bleibenden samtartig matten Schimmer, die Voraussetzung für ein gepflegtes Aussehen. Schützt bei ungehinderter Hautatmung die Poren gegen Verunreinigung. Tuben Fr. 1.25 u. 2.—; Topf Fr. 3.50

KALODERMA
EIN NEUER WEG ZU
NEUER SCHÖNHEIT
Kosmetik
KALODERMA A. - G., BASEL

Angehörigen und Freunden im Auslande

ist die Zi 21 jede Woche ein neuer Gruß aus der Heimat. Bitte, machen Sie ihnen diese Freude. **Ausland-Abonnementspreise:** Jährlich Fr. 18.35 bzw. Fr. 21.45, halbjährlich Fr. 9.50 bzw. Fr. 11.05, vierteljährlich Fr. 4.95 bzw. Fr. 5.80, je nach Ländergruppe.



Trilysin oder Trilysin mit Fett, Flasche Fr. 4.25, 6.75. Trilysin Haaröl, Flasche Fr. 2.—. Trilypon für Haarwäsche, seifen- und alkalifrei, Flasche Fr. 1.25, 2.75.

Tri-ly-sin

In welches Kulturland Sie auch kommen, überall erhalten Sie Trilysin. In allen fünf Erdteilen kennt man seinen Namen, 16 Patente wurden ihm in der Welt erteilt. Die drei Silben Tri-ly-sin sind zum Inbegriff der biologischen Haarpflege geworden. Lassen Sie sich den «Leitfaden der Trilysin-Haarpflege» sofort kommen. Sie erhalten ihn unentgeltlich und finden darin die Grundregeln der Haarpflege, aufgebaut auf jahrzehntelanger wissenschaftlicher Erfahrung und erweitert durch die neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiete der Haarkunde.



W. BRÄNDLI & Co. - EFFINGERSTRASSE 5 - BERN

Bitte senden Sie mir kostenlos den Leitfaden der Trilysin-Haarpflege.

Name:

Stadt:

Straße und Nummer:

mit dem neuen Wirkstoff!

Erst jetzt bemerkte ich Tante Marie, die — mit einer Gabel und einem Rechen über der Schulter — neben dem Pferde, das an die Deichsel gespannt war, einherging, und wie sie den Radau vernahm, schrie sie: «Du chasch ja nöd emol Schwyzerdütsch. Scho so groß und wasch nöd, wa en Cheschtenebom isch! Schem di!»

Babetli und Klara — so hieß das andere Mädchen — hatten einen Kranz aus Feldblumen im Haar. Insbesondere in Klaras Haar war es schön, und die Margueriten, die Kleebumen und zwei Mohnblüten kamen mir wie ein richtiges Krönlein vor, das aus dem Haar des Mädchens emporwuchs. Es hatte noch andere Blumen im Schoß, ritzte die Stengel und schob durch die so entstandene Öffnung neue Blumen hindurch, daß sich die Blüten zur lieblichen Kette reihten.

«Für wen machst du das?» fragte ich.

«Für dich», antwortete Klara.

Als sie mir das Krönlein aufsetzen wollte, heulten die beiden vor Vergnügen. Der Kranz war für meinen Schädel viel zu klein. Er saß auf meinem Scheitel wie der Tonsurdeckel auf der Glatze eines Mönches. Babetli versuchte, die Kette über Stirne und Hinterkopf zu ziehen, aber sie zerriß.

«Jemine!», rief Babetli unter fröhlichem Gezwitzsch. «Jetzt hät de so ne große Oepfel und ißt doch nöd emal Bohne. Nei au! Nei au!»

So kamen wir vor die Scheune gefahren. Das Tor stand weit offen. Man rief, wir sollten achtgeben. Wir hielten uns fest, und mit dröhnendem, polterndem Hufschlag stampfte das Pferd über den Holzboden unter das Dach. Dort half man uns von der luftigen Höhe herab, und sofort stellten sich Onkel und Knecht, mit ihren Heugabeln bewaffnet, auf das Fuder, stachen hinein und reichten die Riesenbüschel auf den Boden, dessen eine Seite bereits bis zum Dachsparren empor damit angefüllt war. Klara winkte mir, und an ihrer Seite trat ich

vor die Scheune hinaus; sie bog mit mir um die Ecke und führte mich in den Stall.

«Sieh, da ist das Kälblein!»

Auf Zehenspitzen hatte sie mich herangeholt, den Zeigefinger über den geschlossenen Lippen. Ich hielt den Atem an und erblickte das Kälblein. Es stand in einem Holzgatter, gesondert von den anderen Kühen, die, acht an der Zahl, die ganze Längswand einnahmen. Ei, war dieses Kälblein schön! Die rosige Haut und die verschüchterten Augen, mit denen es uns bestaunte. Und lange Beine hatte es, und die Kniegelenke waren geschwollen, der Körper viel zu kurz, und es sah so drollig aus, daß man es liebhaben mußte.

«Ist das nicht schön?» fragte Klara.

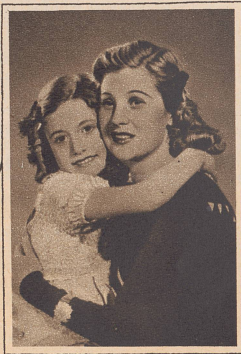
«Welches ist die Mutter?»

«Die dort», erklärte das Mädchen und deutete auf eine liegende Kuh, die ihren Kopf von der Krippe weg immer auf uns gerichtet hatte. Die Farbe war braungrau, nur auf der Stirne stand ein leuchtender weißer Fleck; die Kuh kauete und mahlte mit dem Unterkiefer, und mir ward ganz feierlich in dieser Stille.

Ich merkte eigentlich erst nach dem Nachtessen, daß Onkel und Tante auch Menschen waren und wirkliche Freude über mein Hiersein empfanden. Während des Essens hat Tante Marie zuerst einen Vortrag über Schweizerdeutsch gehalten und gefragt, ob Zürich in China liege, daß man dort nicht wisse, was ein Cheschtenebom sei. Ich habe herzlich mitgelacht, denn ich spürte, daß die Tante nur der Schale nach zürnte, denn gleichzeitig legte sie mir eine große, mit Erdbeer-Konfitüre gefüllte Omelette auf den Teller, und wie Babetli sah, daß ich die Gabel zückte, um darüber herzufallen, sagte sie: «Da hesch mani o lieber als Bohne!»

Nach dem Essen saß ich mit Tante und Onkel vor dem Hause, und jetzt erkundigten sich die zwei nach allen, die ich zurückgelassen hatte, wie es Vater gehe, was er

mache, die Mutter, ob sie z'gang komme mit den Brot-, Butter-, Reis-, Fett- und Oelmarken, ob wir genügend Kartoffeln und Eier hätten, was die Geschwister machten, angefangen von Robert bis hinunter zu Chläusli. Ich berichtete nun von unserer Familie, und zum Schluß wollte Babetli immer wissen, ob der Betreffende auch Bohnen esse. Sie fragte so viele Male, daß es selbst der Tante auf die Nerven ging und sie ihr mit Prügeln drohte. Inzwischen waren etliche Buben erschienen, die sich zu uns gesellten. Sie kamen, sei es, um Spiele zu machen, oder um den Ferienbuben aus Zürich anzuschauen. Man machte zuerst ein Fangspiel, wobei es die meisten auf mich abgesehen hatten, mir nachliefen, daß ich fortwährend wie ein gehetztes Wild um das Haus, nach vorn, über die Wiese und wieder um das Haus eilen mußte. Ich sprang gut und besser als alle anderen, und das hat ergendwie neben Achtung auch Neid unter den Buben erregt. Wir waren müde geworden, als Klara auftauchte, herzutrat und sagte: «So, Cheschtenebom, wie gfallt's der?» Da wollten die Buben alle wissen, warum ich diesen Namen trage, und Klara erklärte, weil ich nicht wisse, was ein Cheschtenebom sei. Sie wollten erfahren, wie wir in Zürich sagten, und als ich versetzte: «Kastaniebaum», rief einer, wir sprächen in Zürich, als wenn wir zu Deutschland gehörten. Der Knecht mit der Pfeife im Mund mischte sich jetzt ins Gespräch und forderte die Buben auf, mich zu fragen, wie man «Mehl» in Zürich ausspreche. «Ja, wie sagt ihr das?» baten alle und drangen auf mich ein. Ich öffnete meinen Mund und sagte breit und richtig «Mäh!» Die schrien die Buben auf vor Wonne, ließen es mich wiederholen, steckten beide Zeigefinger in die Mundwinkel, zerrten das Maul über die Ohren hinaus und schrien: «Mäh! Mäh! Mäh!» Einige begannen wie Frösche zu hüpfen und riefen: «Quak! Quak! Mäh! Mäh!» und ergötzten sich wie die Affen über das Wort. «Ja», schrie einer,

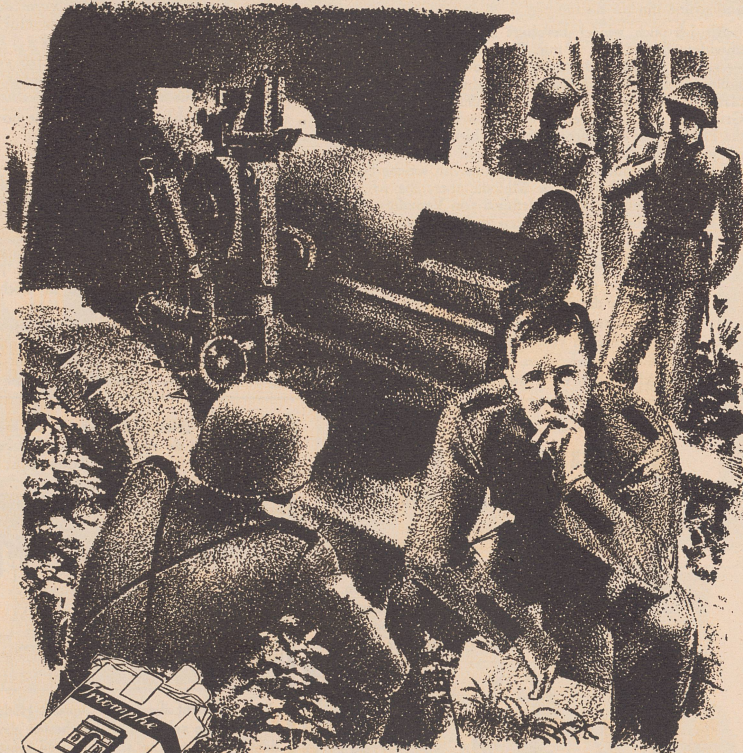


„Ich habe halt doch die schönste
Mamma auf der ganzen Welt.“

„Wenn Du selbst einmal Mam-
ma bist, wirst auch Du das Ge-
heimnis kennen, jung und schön
zu bleiben.“

Das Geheimnis heißt Malacéine-Crème. Sie kräftigt und schützt die Oberhaut und macht sie geschmeidig. Malacéine-Crème verschafft Ihnen einen zarten und glatten Teint und erhält dem Gesicht die strahlende Frische der Jugend.

MALACÉINE
Crème Poudre Seife



Soldatenleben — das heißt nicht immer lustig sein. Durch „Krampf“ müssen die fröhlichen Augenblicke erkauf werden. Und da gilt es, die wenigen Minuten richtig auszukosten, wo man singen, lachen und rauchen kann. Die „Triomphe“ darf dabei nicht fehlen. Diese würzige Soldaten-Zigarette ist bei Regen und Sonnenschein die treue Begleiterin unserer Wehrmänner. Sie ist nicht teuer und hat ein ungekünsteltes, volles Aroma. Eine prima

Maryland!

50 Rp.

Triomphe

für Männer, die etwas leisten müssen

Plymouth

Chrysler

De Soto

**Fargo
Lastwagen**

neue

Generalvertretung: **Automobilwerke**

Franz A.G.

Zürich Badenerstr. 313-323 Telephone 7 27 55

trat auf mich zu und bestimmte mich, ich solle «Zucker» sagen. Er sagte es in echtem Thurgauerdialekt, aber es gibt kein Zeichen, um dieses u wiederzugeben, das die Thurgauer gebrauchen. Es ist kein u, sondern eher ein o, aber auch das nicht, denn es ist noch etwas von einem a darin, auf alle Fälle etwas, wie es ein Züribieter niemals fertigbringt, und alle Versuche, diesen uoa-Laut herauszubringen, ist ein Unterfangen, das furchtbar lächerlich wirkt. Mir ging es so, nur hatte ich den Starrsinn, über alles Gelächter hinaus, den Buben zu zeigen, daß ich es doch könne, sagte «Zogger, Zogger, Zogger, Zoagger, Zoagger, Zügger, Zügger» und erreichte einzig, daß die Meute, wie toll geworden, jedesmal aufbrüllte, im Chor «Zuoagger» schrie, und je mehr ich es versuchte, in Raserei darüber geriet. Mir aber war es nicht mehr ums Lachen. Ich mühte mich ab, war gekränkt und beleidigt; da meinte Babetli, man müsse Bohnen essen, um dies sagen zu können, und Klara gab noch ihren Senf zum besten: «Cheshtenebom! Cheshtenebom! Du bisch kan Schwyzler!»

Es war dumm, was ich jetzt tat, aber ich weiß nicht, warum mich Klaras Worte so tief verletzten. Denn — erschöpft über die Versuche, den Spott, den Hohn, das Gelächter — kamen mir plötzlich die Tränen, und ich schloß wie wild ins Haus, nach der Kammer, riegelte die Tür hinter mir ab, heulte über dem Bett in Gram und Kummer, weil ich Heimweh nach Berny und Fredy empfand. Ich fühlte mich wirklich todunglücklich, und ich hatte auch im Sinne, nach Hause zu schreiben, daß ich noch diese Nacht zurückkehren werde. Auf dem Tisch stand der Kuchen, den ich der Tante übergeben sollte. Ich drückte mit dem Daumen drauf, es gab eine leichte Einbuchtung in die Rinde, und ich ersah daraus, daß der Kuchen noch essbar war. Aber wie ich mir überlegte, daß auch Babetli mit ihrem unverschämten Maul da hineinbeißen sollte, sagte ich nein, nahm den Kuchen und schloß ihn im Kasten ein.

Als ich mich wieder beruhigt hatte, spürte ich eine unwiderstehliche Lust in mir, Geige zu spielen. Gedacht — getan. Ich legte das Notenheft über die Bettdecke, stellte mich davor, spielte, aber nichts gefiel mir; ich blätterte weiter und entdeckte eine Melodie, die wie ein Gruß aus einer anderen Welt berührte und mich an die Pfadfinderin erinnerte. Ich muß hier erwähnen, daß ich jetzt kein Anfänger im Violinspiel mehr war und daß ich in den anderthalb Jahren immerhin welche Fortschritte gemacht hatte. Die Melodie aber, die ich erwischte, entstammte dem «Karneval von Venedig», und wir hatten sie bei den Pfadfindern zu folgenden Worten gesungen:

Es schlich sich ein Hund in die Küche
Und stahl ein Schinkenbein,
Da liefen die Köche zusammen
Und schlugen den Köter tot.
Sie errichteten einen Grabstein,
Auf dem geschrieben stand:
Es schlich sich ein Hund usw. usw. . . .

Das Schönste aber kam erst hinterher, nämlich Variationen zu diesem Thema, die in Sechszehntelnoten und in neckischen Schnörkeln, in auf- und absteigenden Linien die Melodie als Efeuwerk umrankten. Ich machte mich dahinter, übte, fing von vorn an, immer schneller, fuhr über die Saiten, freute mich selbst der Fertigkeit und war mit Gott und der Welt ausgehört, als ich endlich die Geige zur Seite legte. Die Melodie vom Hund mit dem Schinkenbein vor mich herpfeifend, kam ich wieder hinab. Die Tante rumorte in der Küche. Der Onkel saß immer noch vor dem Hause, und neben ihm hatte Babetli Platz genommen, und auch Klara war da. Sie rückten zur Seite, um auch mir auf der Bank Raum zu geben, und wie ich merkte — mit einer gewissen Dosis von Respekt. Ich tat, als wenn nichts geschehen wäre, und da sagte Klara:

«Du spielst schön Geige.»

Ich hob einige Kiesel hoch und — ohne Klara anzusehen — bemerkte ich:

«Was verstehst du schon von Musik!»

Ich hatte getroffen, ich brauchte nicht einmal hinzusehen, denn jetzt stand Klara auf und ging weg, und Babetli folgte ihr nach. Ich dachte: «Dä sitzt!» und redete mit dem Onkel über alles, was ich wußte, von Schule, Familie und daheim, redete in Ueberlegenheit und völlig ausgehört. Dann ging der Onkel nach dem Stall. Babetli kam zurück und — ohne mich eines Blickes zu würdigen — verschwand sie in der Haustüre. Sie mußte in die Stube getreten sein, denn ich hörte das Knarren der Tür über mir und merkte auch, wie die Fenster hinter den Geranien leise geöffnet wurden. Es konnte nur Babetli sein, die auf mich herabsah. Die Neugier stach mich entsetzlich, den Kopf zu drehen, aber ich beherrschte mich, hob Kieselsteine hoch und warf sie vor mich hin. Es war inzwischen ganz dunkel und still vor dem Hause geworden. Nur vom Stall her ertönte hie und da das Rasseln von Ketten und der Hufschlag unruhiger Kühe.

«Du bisch en Flegel!» sagte Babetli von oben herab und leise zu mir. Ich antwortete nichts, sondern warf Stein um Stein in die Weite.

«En Flegel bisch!» sagte die Stimme nochmals.

Ohne hinaufzusehen versetzte ich:

«Ihr habt zuerst angefangen.»

«Du bist trotzdem ein Flegel und hast Klara beleidigt, und sie wird nie mehr hierher kommen, weil du ein Flegel bist.»

«Ich bin kein Primarschüler», sagte ich, «den man ungestraft verspotten kann. Hat sie nicht gesagt, daß ich kein Schweizer sei, da ich doch ein Thurgauer bin? Warum sagt sie also das, wenn sie doch weiß, daß es nicht Wahrheit ist?»

«Aber du hast gesagt, sie verstehe nichts von Musik, und sie ist die beste Sängerin in der Schule, und der Gemischte Chor holt sie auch schon für zu singen, und der Dirigent hat gesagt, sie würde eine große Sängerin wer-

den, wenn sie sich ausbilden ließe. Und sie hat zugehört, wie du gespielt hast, ist allein hinter dem Haus geblieben und ist wieder nach vorn gekommen, als du zusammenpacktest. Sie hätte das nicht getan, wenn sie nichts von Musik verstünde.»

Und da schaute ich doch hinauf und sah über den Geranien verschwommen und bleich Babetlis Antlitz. Ich war erschrocken, richtig erschrocken und fragte nach langer Pause:

«Hat sie das?»

Statt einer Antwort sagte Babetli, und sie war zornig, so scheidend fielen die Worte:

«Lehr zerscht Bohne fressel!»

Knacks. Das Fenster flog zu. Ich blieb in großer Bestürzung sitzen, und als ich hineinkam, war Babetli schon schlafen gegangen. Onkel und Tante saßen am Tisch und lasen die Zeitung. «Wotsch Zytig?» fragte der Onkel und schob mir ein Blatt zu. Ich las auch Nachrichten vom Kriegsschauplatz, aber sie interessierten mich nicht. Wichtiger als alles war Babetlis Vorwurf, daß ich ein Flegel sei und daß Klara wohl eine Stunde hinter dem Hause gewartet hatte. Gewartet trotz aller Versuche und Wiederholungen, trotz aller Unvollkommenheiten, in denen ich mich abgemüht. Sie mußte sicher viel von Musik verstehen.

Diesen Gedanken trug ich in mir, als ich oben in meiner Kammer war. Die Wiese lag schwarz vor dem Fenster, und noch schwärzer war die Nacht unter den Bäumen, so schwarz, daß sich dort sicher jemand verstecken konnte, wenn er ungesehen bleiben wollte. Dort hatte sicher Klara gestanden, hatte mein Lied samt allen Variationen über den Hund mit dem Schinkenbein angehört. Ob sie wohl das Krölein getragen im luftigen Haar, wie sie dort unten wartete? Und ob sie vielleicht noch jetzt . . . ? Ich wünschte, der Mond wäre am Himmel aufgegangen, damit ich sehen könnte, sehen, wo meine Augen vergeblich die Dunkelheit zu durchdringen versuchten.

Ich hatte mir vorgenommen, früh aufzustehen, um mit Babetli zu reden. Ich kam aber erst um neun Uhr herunter, und da waren sie alle zur Arbeit ausgeflogen. Auch mittags ging es nicht. Wir fanden uns nie allein, und Babetli schien express jeder Unterredung mit mir aus dem Wege zu gehen. Man fragte mich, was ich tun wolle; ich sagte, ich bleibe hier, strich immer ums Haus herum, horchte, sah nach, wenn gelärmt wurde oder das Geräusch von Schritten erklang. Aber das Mädchen kam nicht, und je mehr ich wartete, desto größer fiel mir mein Unrecht auf die Seele. Um vier Uhr suchte ich die Tante auf und fragte sie, ob ich nicht den Zvieri hinausbringen könne. Sie war sofort einverstanden, sagte: «Gang weidli!» und fuhr dann fort: «Abzwige muesch — du wirsch es wüsse», und den Rest sagte sie in Hochdeutsch: «bei dem Kastanienbaum, wenn du das besser verstahsch.» «Ja, bim Cheschtenebaum», rief ich, und sie — mit dräuender Miene —, daß ich lachen mußte: «Bom und nit Baum, du . . .!»

(Fortsetzung folgt)

Trudis feine Unterwäsche hielt nie lange!

Trudi und Hilda waren eingeladen. Zum Aerger Trudis sollten sie im gleichen Zimmer schlafen. „Was wird Hilda von meiner Unterwäsche denken . . .?“ und rasch versteckte sie ihre entzückenden, aber oft geflickten Hemdhöschchen unter der Bettdecke!



Allein, die Wahrheit kam doch an den Tag. Beim Anziehen rechtfertigte sich Trudi mit feuer-

rotem Kopf: „Meine Unterwäsche ist nicht etwa alt, ich habe sie erst kürzlich gekauft und trotzdem komme ich aus dem Flecken nicht heraus!“



„Dem ist leicht abzuhelfen“, spricht Hilda, „feine Unterwäsche soll man oft, am besten gleich nach dem Tragen mit Lux waschen, weil sonst die im Schweiß enthaltene Säure das Gewebe zerstört. Der herrliche Lux-Schaum reinigt so behutsam & doch so gründlich, dass jedes Reiben unnötig ist.“



Der Schaum wird nur sachte durch das Gewebe gedrückt und fort ist aller Schweiß und Schmutz!

Zwei Monate später: Trudi ist stolz auf ihre entzückende Unterwäsche; sie braucht Lux jetzt auch für Strümpfe und Wollsachen. Lux eignet sich hierfür grossartig, denn es löst sich selbst in



kaltem Wasser vollständig auf. Lux ist so mild, es schont die Wäsche und hilft wirklich sparen.

Schweiß zerstört Gewebe
LUX verhindert dies!



LX 142 50

RITTER GEORG

Roman von

MARGA MÄRKWÄLDER

Kartonierte Fr. 3.80

Ganzleinen Fr. 5.80

Seit langem ertönt der Ruf nach dem schweizerischen Unterhaltungsroman, der uns von einer gewissen Sorte unerwünschter Importware unabhängig machen soll. Hier liegt ein solcher vor. Es ist ein Erstlingswerk. Die junge Verfasserin hat das Glück gehabt, schon mit der Wahl des Milieus einen Fund zu tun; denn dieses Milieu hat bis dahin in der schweizerischen Literatur wenig Beachtung gefun-

den: es ist das der Mittelschule, der Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, der 17-19jährigen. Aber es handelt sich nicht um „Schatten über der Schule“, es werden keine Anklagen erhoben, keine Verhältnisse an den Pranger gestellt, keine Reformen gefordert, keine anrüchliche Konflikte durchschüttelt — Lebenslust und ungekränkte Freude an der Schönheit dieser Welt sind der Grundton dieses Romans

DURCH JEDE BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN! • MORGARTEN-VERLAG A.G. ZÜRICH